

30) Die Osterfestberechnung in alter und neuer Zeit.

Ein Beitrag zur christlichen Chronologie von Dr. Josef Bach, Direktor des bischöfl. Gymnasiums zu Straßburg i. E. Freiburg i. Br. 1907. Herder. 4^o. 74 S. M. 2.— = K 2.40.

Die hier vorliegende gediegene Arbeit gibt in ihrem ersten Teil die Geschichte der Osterberechnung und des berühmten Osterstreites (S. 3 bis 20) und eröffnet im zweiten Teil die technische Bestimmung des Osterfestes (S. 21—73). Im letzteren werden zur Berechnung der maßgebenden chronologischen Daten mit großem Geschick verschiedene mathematische Formeln entwickelt und praktische Tabellen zusammengestellt und zwar für den julianischen Kalender sowohl als wie für den gregorianischen. In demselben wird auch eine vorzügliche mathematische Begründung der bekannten Gauß'schen Osterformel gegeben und manche Vereinfachungen beigelegt. Der Verfasser hat diesen Teil seiner Arbeit bereits selbst in dieser Zeitschrift (1907, 3. H. S. 562 ff.: „Verschiedene Arten, den Ostertermin durch bloße Rechnung zu bestimmen“) im Auszuge wiedergegeben. Wenn wir nun auch vorliegende Schrift als einen vorzüglichen Beitrag zur christlichen Chronologie bezeichnen können, so scheint uns doch, daß die von Dr. Bach mitgeteilte Methode noch zu kompliziert erscheint, als daß dieselbe wenigstens von jüngeren Theologen, die auch auf diesem Gebiete etwas bewandert sein sollten, in Anwendung gebracht werden würde. Obgleich der Verfasser manche Rechnungen vereinfacht hat, so dürfte sich doch eine noch einfachere und mehr praktische Methode für diesen Zweck mehr empfehlen. Regent hat die Absicht, später selbst einmal in dieser Zeitschrift eine derartige Methode mitzuteilen und hält dafür, daß sie ihrer leichten Verständlichkeit und besseren Uebersicht wegen für den soeben ausgesprochenen Zweck sehr geeignet wäre.

Linz-Freinberg.

R. Handmann S. J.

31) Die Geschichte meines Lebens. Von Helen Keller. Deutsch von P. Seliger. (Memoirenbibliothek, II. Serie, Band 6.) Stuttgart. Robert Zug. 8^o. XX u. 347 S. M. 5.50 = K 6.60.

Truth is often stranger than fiction (Wahrheit wirkt oft befremdender als Erdichtung). Dieses amerikanische Sprichwort kam mir immer wieder in den Sinn, als ich obiges Werk durchlas. Hätte sich ein Romanschriftsteller ein blindes und taubstümmes Menschenkind zum Vorwurfe genommen, das lesen und sprechen lernt, das die Mittelschule absolviert und die Universitätsprüfungen besteht und das zu guter Letzt noch seine Selbstbiographie und zwar von formellem und inhaltlichem Werte, schreibt — wir hätten bedenklich den Kopf geschüttelt. Aber was wir als Dichtung abgelehnt hätten, das ist im vorliegenden Buche, dessen deutsche Uebersetzung allein es in 4 Jahren zu 22 Auflagen gebracht hat, zur Wirklichkeit geworden. Und das Werk enthält so viel des Neuen und Ueberraschenden, daß ein etwas genaueres Eingehen geboten erscheint.

Helen Keller wurde 1880 in einer Stadt von Alabama geboren. Nach 19 Monaten, als sie gerade zu sprechen begann, wurde sie von einer Gehirnhautentzündung befallen und verlor Gesicht, Gehör und damit auch die Sprache. Geruch, Geschmack und Gefühl, diese drei Sinne sollten nun ihren Verkehr mit der Außenwelt vermitteln. Und das ging schlecht genug. Die Eltern verzärtelten das Schmerzenskind, wußten ihm nichts beizubringen, ließen seinem Eigensinn, seinem Jähzorn, seiner Tyrannenlaune freien Zügel. Endlich wird 1887 eine Lehrerin genommen, Fräulein Sullivan, die, in früher Jugend erblindet, erst nach dem Alter von 14 Jahren ihr Gesicht teilweise wieder erhalten hatte. Und nun beginnt einer der merkwürdigsten Erziehungsprozesse, den die Geschichte der Pädagogik kennt. Nach den Berichten der Selbstbiographie, die durch die im Anhang gebotenen Briefe und Tagebuchblätter teilweise modifiziert werden, sind die wichtigsten Entwicklungsstufen folgende:

1. Am 4. März beginnt der Unterricht. Die Lehrerin versucht mittels des Fingeralphabets eine Verbindung zwischen Gegenstand und Zeichen herzu-

stellen; der Schülerin wird doll (Puppe) und cake (Kuchen) in die Hand geschrieben, wobei ihr das Bezeichnete überreicht wird. So lernt sie bis zum 31. März 18 Substantiva und 3 Verba, aber, wie es scheint, rein mechanisch, ohne Einsicht in den Zusammenhang. Das ungebändigte Naturell der Schülerin bricht wieder durch, sie kann von der Lehrerin nur mit körperlicher Kraft gebändigt werden. Am 5. April wird ihr water (Wasser) vorgegeschrieben und dabei Wasser über die Hand gegossen. Die Lehrerin erzählt: „Sie ließ den Becher fallen und stand wie angewurzelt da“. Helen selbst sagt: „Mit einemmale durchzuckte mich eine nebelhafte Erinnerung an etwas Vergessenes und einigermaßen offen lag das Geheimnis der Sprache vor mir.“ Die Schülerin hatte begriffen, daß jedem Zeichen ein Gegenstand, jedem Gegenstand ein Zeichen entspreche, und von jetzt an geht es rasch. Am 22. Mai kennt sie 300 Wörter, am 15. Juni, also nach einem guten Viertelsjahre seit Beginn des Unterrichts, 400. Ein Beispiel, wie Abstrakta gelehrt wurden: einmal antwortet Helen zerstreut auf eine Frage, sie wird getadelt und scheint nachzudenken; da berührt die Lehrerin ihre Stirn und buchstabiert think (denke!). Auch der Charakter bessert sich von dieser Zeit an schnell.

2. Bald nach jener Szene vom 5. April beginnt auch der Leseunterricht. Auf einen Pappstreifen wird in erhöhten Buchstaben box (Schachtel) geschrieben und auf den Gegenstand gelegt, aber die Schülerin begreift nicht, daß ein Zusammenhang besteht. Als aber die Buchstaben in die Hand geschrieben werden und ihre Finger zugleich über die Schrift gleiten, beginnt sie zu verstehen. Sie schreibt auch bald mit dem Braillesystem. Anfangs Juni versucht sie sich schon in kleinen Briefen. Die beigelegten Proben zeigen ganz die Eigentümlichkeiten der Sprache der Kinder von etwa 3 Jahren: Fehlen des Artikels, Nichtanwendung der Pronomina, die eigene Person als dritte Person gegeben, Umschreibung des Präteritums.

3. Der Sprechunterricht. Vor der Krankheit hatte die Schülerin schon einiges gesprochen. Vor dem Unterricht hatte sie durch Befühlen selbst schon gelernt papa, mamma, baby, sister, also einfache Grundlaute, denn das r im letzten Worte wird nicht artikuliert. Im Frühjahr 1890 beginnt der Unterricht. Am Ende der ersten Stunde beherrscht die Schülerin durch den Tastsinn schon die wichtigsten Verschlusslaute, außerdem l, m, n, t, ebenso die Grundvokale. Anfangs nur der Lehrerin verständlich, bessert sich ihre Aussprache, aber auch später noch wird sie nicht von allen leicht verstanden. Ihre Aussprache des Deutschen wird als vorzüglich bezeichnet, ihr Französisch soll verständlicher sein als ihr Englisch. Damit kann ich nun allerdings nicht recht vereinen, daß ihre Stimme einen „ausgesprochen aspirierten Klang“ habe, vorausgesetzt, daß damit das bezeichnet werden soll, was die wissenschaftliche Sprache expiratorischen Akzent nennt.

4. Die höhere Ausbildung. Helen Keller treibt eine ausgedehnte Lektüre in Englisch, Deutsch und Französisch, kommt 1896 auf das Mädchengymnasium in Cambridge, wo sie die Prüfungen mit gutem Erfolge, in Englisch und Deutsch mit Auszeichnung besteht, und bezieht Ende 1900 das Radcliff College. Auch hier wird sie noch von ihrer treuen Lehrerin unterstützt, die ihr die Vorlesungen durch das Fingeralphabet übermittelt.

Jürwahr, ein Unterrichtserfolg, bei dem man nicht weiß, was man mehr bewundern soll, die Hingabe und das Geschick der Lehrerin oder den Fleiß und die Ausdauer der Schülerin. Nur ein Schatten fällt auf das herzerfreuende Bild und das ist die fast völlige Ausschaltung des Unterrichtes in Religion. Bis zum Februar 1889 spricht niemand zu der Schülerin von Gott. 1887 hatte sie die gewöhnliche Kinderfrage nach der Herkunft der Neugeborenen gestellt da gab ihr die Lehrerin eine Art sexueller Aufklärung. Und doch lag die Sehnsucht nach Gott in ihrem Herzen. Als sie mit dem nachmaligen akatholischen Bischof Brooks bekannt wurde, schrieb sie ihm die herzlichen Worte (14. Juli 1890): „Bitte, erzählen Sie mir alles, was sie von Gott wissen. Es macht mich glücklich, viel von meinem liebenden Vater zu erfahren, der gut und weise ist.“ Brooks gab

ihr kein bestimmtes Glaubensbekenntnis, nur die Eigenschaft Gottes als Vaters und die der Menschen als Brüder. Diese religiöse Anschauung, abgewandt vom positiven Christentume in der sichtbaren Kirche, spricht auch aus ihren Werken zu uns.

In neuester Zeit sind manche Kritiker scharf ins Zeug gegangen, indem sie insbesondere aus den der sichtbaren Sinnenwelt entnommenen Vergleichen zeigen wollten, daß die Aufzeichnungen in dieser Form nicht von einer Schriftstellerin niedergeschrieben worden sein könnten, welcher der Gesichtssinn mangelt; die Lehrerin habe da ergänzend eingegriffen. Für einen, der den Verhältnissen ferne steht, ist es natürlich schwer, ein Urteil abzugeben; den inneren Gründen aber kann ich nicht beipflichten, denn sämtliche Vergleiche, wenigstens in der Selbstbiographie, können aus einer reichen Lektüre und aus einem guten Reproduktionsvermögen erklärt werden. Der Literaturfreund kann da interessante Parallelen ziehen mit den blinden Mädchen in Dickens „The ericket on the hearth“ und Ganghofers „Gottesleben“.

Inwieweit kann Helen Kellers Bildungsengang für ähnliche Fälle vorbildlich werden? So weit, als sich die gleichen günstigen Verhältnisse wieder treffen: Die Schülerin in frühester Jugend sehend und hörend, von starkem, gesundem Körperbau, voll regen Tätigkeitstriebes und sprühenden Talents, materiell und moralisch von allen Seiten unterstützt; die Lehrerin, selbst von der Blindheit geheilt, hingebend und verständig, immer klar das Ziel vor Augen.

Das Buch ist eine Fundgrube für den Lehrer blinder und taubstummer Kinder, ein wertvolles Hilfsbuch für jeden Erzieher, eine interessante Lektüre für den Sprachforscher und eine Erquickung für jeden, der es versteht, Anteil zu nehmen an einem Menschenkinde, das, ausgestoßen vom Leben, sich mühevoll seinen Zutritt erzwingt und sich dabei zu der tröstenden Erkenntnis durchkämpft, „daß wir niemals lernen würden, tapfer und geduldig zu sein, wenn es nur Freude auf der Welt gäbe“.

Ursfahr.

Prof. Dr. Johann Plg.

32) Die christliche Kunst. Verlag München, Karlstr. 6. Vierteljährig M. 3. — = K 3.60.

Der dritte Jahrgang 1906—07, dieser von einem selbst schaffenden Künstler, Hoffmannstus S. Staudhamer, trefflich redigierten katholischen Monatshefte ist textlich und illustrativ wieder vorzüglich ausgestattet. Zahlreiche hervorragende Mitarbeiter stehen der Redaktion zur Seite, zirka 300 Illustrationen erläutern den reichhaltigen Text. Aufsätze von mehr fachwissenschaftlichem Interesse sind die über el Greco, Meister Gr. Erhardt und Otto II. Der neuen Zeit gehören an der als Romantiker so populäre Moritz v. Schwind und der kürzlich verstorbene Maler C. Meunier, in seinen Werken ein unermüdlicher Herold der Arbeit. Besonders sympathisch sind uns die Hefte, die vorwiegend einem unserer jetzt lebenden Künstler gewidmet sind. Erfreulicherweise sind deren verschiedene glänzend vertreten, so z. B. neben L. Glögle Historienmaler Fugel mit seinem großartigen Kreuzigungs-panorama in Altötting und Prof. Feuerstein mit den Fresken in der Antoniuskirche zu Padua. Besonders instruktiv sind die mannigfachen Skizzen und Studien, welche das Werden der vollendeten Werke recht anschaulich machen. Matth. Schiesl betätigt sich glücklich auf dem Gebiete der Lithographie; von Bildhauer Heilmair finden wir einige Apostelstatuen, wahre Prachtgestalten, die gewöhnliche Fabrikware hoch überragend. Auch Fritz von Uhde, ein Führer der Modernen in den Problemen der Lichtmalerei, erhielt ein Plätzchen eingeräumt zu anerkennender Würdigung wie zu sachlicher Kritik. Sein der religiösen Genremalerei angehörendes Bild „Lasset die Kleinen zu mir kommen“ mit der so ungemein schlichten und anspruchslosen Gestalt des Heilandes und den schüchternen Kindern, sie alle von Licht förmlich umwogt und umflutet, befundet eine wunderbare Beobachtungsgabe und eine geniale Darstellungskraft. Solche technische Errungenschaften dürfen wir nicht einfach ignorieren, möge uns auch v. Uhde in seinen persönlichen religiösen Anschauungen sehr fernstehen. Zwei